

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **34 (1952)**

Heft 37

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50, Auslands-Abonnement per Jahr Fr. 16.-, Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhofskiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Inseraten-Annahme: August Filtz, Verlag, Bahnhofstrasse 89, Zürich 1, Telefon 272975, Postcheck-Konto VIII 12483
Administration, Druck und Expedition: Buchdrucker Winterthur AG, Telefon 222529, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschläge der Inserate. Insertionschluss Montagabend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Der Völkerapostel Paulus und die Gleichberechtigung der Frau

Von Elfriede Fuhrmann

Nirgendwo ist wohl der Völkerapostel, dieser Verkünder der persönlichen Würde des Menschen, so gründlich missverstanden worden wie in der Frauenfrage. Seine christliche Botschaft in der abendlichen Welt, deren 1500 Jahr-Feier wir im letzten Jahre festlich begingen, vor allem in Griechenland, ist ein Jubelruf auf die Gabe der frei sich entscheidenden Person. War nach Plato die Schau der Götter nur Vorrecht des freien Mannes, der nicht arbeitete, so ist die Begegnung mit dem Gott der Christen, die Paulus vermittelt, nur dem in Keuschheit, Gerechtigkeit und Ehrbarkeit Wandelnden gewiss. Bildung und Freiheit setzt dem Griechen Freiheit von der Fron der Arbeit voraus, nur eine kleine Oberschicht gelehrter Männer ist berufen zur Welt des Geistes und der Welt der Götter. Paulus jedoch verheisst dem Strebsamen, dem Arbeitenden höchste Bildung, geistige Vollendung, Freiheit in Gott. Der ganze Mensch mit Leib und Seele hat Anteil an dieser persönlichen Vollendung. Mag auch der Leib hienieden geknechtet sein, innere Freiheit allein entscheidet. Am Ende steht die Vollendung des ganzen Menschen in Christus, dem sich jeder, ob Mann ob Frau, ob Freier oder Sklave, ob Jude oder Heide, ob Grieche oder Barbar, in freiem Glaubensentscheid zuwenden kann. Keine Abgabe an die sichtbare Welt bei der Hinwendung zum Geist und der Lehre Christi ist gefordert, sondern ein volles, zielbewusstes, energisches Ja zur Welt als Aufgabe: «Prüfet alles, Was gut ist, behaltet! Von jeder Art Bösem haltet Euch fern!» (1. Thess. 5, 21).

Da stösst der Kündler der Freiheit der Persönlichkeit auf das totalitäre, starr römische Staatssystem. Der allgewaltige Kaiser scheint bedroht. Dann kommt Paulus Anno 51 nach Athen, in die Stadt der Göttin der Weisheit, Pallas Athene, der Tochter des Zeus, deren weithin leuchtendes Standbild vom Ideal griechischer Humanität kündete. Es ist die Offenbarung göttlichen Denkens in der Gestalt des Menschen, das Personare, das heisst das Durchdringen der göttlichen Idee durch die Materie des Leibes, ein Grundgedanke, der in den antiken, sakralen Schauspielen zur Darstellung kam. Die Maske, die der Schauspieler trug, hiess Persona. Sie wurde durchdrungen vom Schauspieler und sollte das Antlitz der Gottheit zeigen und Worte der Gottheit durchdringen lassen. Paulus verbindet die Offenbarung vom persönlichen Gott mit dem griechischen Gottesgedanken, bei dem die Gottheit die Person, die Schauspielermaske, Gottes Geist die Person des Menschen durchdruchtet und durchdringt: «Wir sind von seinem Geschlecht (Apg. 17, 28). Nicht in Standbildern aus Marmor, Gold oder Silber von Menschenhand verfertigt, wohnt Gott (Apg. 17, 22-31), sondern im Menschen selbst, dem höchsten Schöpfungswerk Gottes. Verherrlicht Gott in Eurem Leibe! (1. Kor. 6, 20). So entwickelt Paulus einen Personbegriff, uneingeschränkt gültig für Mann und Frau, der dem Menschen höchste personale Würde zuerkennt, eine Würde, die den Menschen über sich selbst, über seine kreatürliche Begrenztheit hinausführt: aufbauend auf griechischem Denken, vollendend in Christi Offenbarung, kündigt seine Botschaft von Christus, dem Urbild

echter Humanität: «Christus selbst wird am jüngsten Tag die Auferstehung des Menschen richten nach diesem Ideal. Hierbei kennt Paulus keinen Unterschied in der Bewertung von Mann und Frau, er weiss beide berufen zu diesem hohen Persönlichkeitsideal. Man muss das Zeitgeschehen und die Zeitverhältnisse, die Stellung der Frau in der Antike, mit in das Blickfeld nehmen, man muss um die äusseren Formen und um ihre symbolhafte Bedeutung wissen, um gewisse, scheinbare Härten in der Sprache des Völkerapostels ohne Ressentiment hören zu können und ohne sie auszudeuten mit «männlichen» Herrschaftsansprüchen oder «weiblichen» Anlehnungsbedürfnis falsch verstandener Demut. Für Paulus ist es kein Problem; es ist selbstverständlich, dass die Frau in der christlichen Schöpfungsordnung nicht Magd des Mannes, sondern Magd des Herrn, Gottes ist, so wie jeder Christ Diener Gottes ist. Das höchste Zeichen christlicher Lebensführung vonseiten der Frau besteht nicht in der Verwirklichung des alttestamentlichen Wortes «unter der Gewalt des Mannes» zu stehen, sondern dass für Mann und Frau gleichmässig gilt: Einer trage den anderen Last.»

Wenn Paulus den Frauen von Korinth die Verschleierung vorschreibt, so geschieht das um ihrer persönlichen Würde willen, damit die Christinnen nicht bei ihrem «Wunsche, symbolhaft unverschleiert ihre Freiheit der Kinder Gottes zu dokumentieren, äusserlich den Hetären jener Zeit sich angeschlossen. Wenn er das Ueberhandnehmen der Führung des Gottesdienstes durch besonders prophetisch begabte Frauen verbietet, so denkt er an die feminisierenden orientalischen Geheulmücke mit ihrer schwärmerisch instinkthafte Ueberbetonung der Mütterlichkeit, deren Einfluss auf die Gestaltung des christlichen Gottesdienstes er fürchtet.

Das Wort: «Das Weib soll schweigen in der Gemeinde» anzuführen als Argument gegen das Frauenstimmrecht wird damit mehr als hinfällig. Heute im Kampfe um die Gleichberechtigung der Frau unter Wahrung der Verschiedenartigkeit der Frauennatur, um eine Neugestaltung des zivilen Eherechts, wird immer wieder Paulus als Kronzeuge angerufen, als würde die Gleichberechtigung gegen den christlichen Feindliege verstanden. Seinen Vergleich, der Mann sei das Haupt des Weibes (1. Kor. 11, 2-12), auszuwerten gegen die Gleichberechtigung von Mann und Frau zeugt von einseitiger rationalistischer Denkart, nicht von organischem Denken, nicht von unvoreingenommener Einschau-Intelligenz in ewige Wahrheiten. Mit dem gleichen Recht könnte man dann den Völkerapostel als Irlehrer, der Subordination zeihen, das heisst, als sähe er Christus nicht göttlich, sondern untergeordnet, sagt er doch weiter in seinem Vergleich: «Das Haupt Christi ist Gott.» Paulus denkt hier in einem wundervollen, grossen Bild, wonach Haupt und Leib gleichberechtigte Glieder am lebendigen Leibe Christi sind, nur mit verschiedenen Funktionen, der Eigenart der Natur nach. Sein Bild soll darauf hinweisen, dass die Getauften, Mann und Frau, ein Gedanke und ein Herzschlag im einheitlichen Sein und Lebensrhythmus Gottes durch ihr Sein in Christus sein sollen, also die

Personalität Gottes auf Erden als Haupt und Leib sichtbar gegenwärtig setzen sollen. So «ist im Herrn weder das Weib unabhängig vom Mann, noch der Mann unabhängig vom Weibe. Wie das Weib vom Mann stammt, so ist der Mann wieder durch das Weib da. Alles aber kommt von Gott» (1. Kor. 11, 11-12). Im Epheserbrief führt dieser grosse Apostel der personalen Würde des Menschen diese Gedanken noch tiefer aus, wo er die Ehe als irdisches Abbild, als Personare des grossen Mysteriums der Einheit von Christus und seiner Gemeinde fasst, bei vollständiger Wahrung der personalen Würde von Mann und Frau auf Grund absoluter Gleich-

berechtigung im polaren Gegenüber ihrer männlichen und weiblichen natürlichen Eigenart. Auf Grund dieser Ueberlegungen wird mit dem Erstreben der Gleichberechtigung von Mann und Frau auf der Basis der in Christus gesündeten personalen menschlichen Würde und Freiheit zugleich positiv der Weltanschauung entgegengetreten, die mit dem Schlagwort Gleichheit und Gleichberechtigung die Person des einzelnen einstampft in die Masse. So wird gerade die Frau mit dem Kampf um ihre persönliche Freiheit einen grossen Anteil gewinnen an der Wiederherstellung der menschlichen Würde.

Kashmir, die «indische Schweiz»

Von Franziska Standenath, Graz

In der an Gegensätzen so reichen vorderindischen Halbinsel, diesem aus Indien und Pakistan bestehenden Subkontinent, kann man sich keine grösseren landschaftlichen Verschiedenheiten vorstellen als beispielsweise das liebliche Kashmir mit seinen harzduftenden Tälern in den Vorbergen des Himalaya — und dazu im Gegensatz die drohenden Felsensteiner und befestigten Passübergänge an der Grenze der zu Pakistan gehörigen Nordwestprovinz, die erst 1901 geschaffen wurde. Brachte doch das Jahr 1849 sogar erst das Pandschab, das Fünfstromland, nach dem Siege über die kriegerischen Sikhs in britischen Besitz.

In Srinagar, der Hauptstadt Kashmirs, sind der Zauber des Orients und der Reiz Venedigs zu ganz eigenartiger Schönheit vereint, einer Schönheit, die schon die alten Sanskritdichter begeisterte und noch mehr die Schar der neueren Poeten, beispielsweise Somadeva, Kshemendra, Ratnakara und Abhinanda, um nur einige zu nennen. Ueberhaupt hat seit jeher das Himalayagebiet die meisten Dichter angezogen. Bekannt in ganz Indien und darüber hinaus ist das Gedicht eines modernen Hindi-Dichters, das unter dem Titel «Beauties of Kashmir», «Schönheit Kashmirs», auch ins Englische übersetzt wurde und von Kashmir als dem Zauberkasten eines Magiers spricht, einem Zauberkasten, dessen Inhalt über die Berge, diese Lustgärten, verstreut wurde, die Lustgärten die Prakriti, die Natur, für Purusha angelegt habe, wie der Mensch in der Bhagavadgita, dem berühmten Höhelied des Mahabharata genannt wird.

Wenn die gondelartigen Sikharas mit ihren luftigen Strohdächern und farbigen Sonnensegeln durch die Wasserstrassen Srinagars dahingleiten, unter den sieben grossen und den vielen kleinen Brücken, oder wenn diese reizend geschwungenen Fahrzeugen den wundervollen smaragdgrünen Nami- oder Dhalsee beleben, umringt von den edelweissbewachsenen Viertausendern, den Vorketten des Himalaya mit dem Nanga Parbat und den anderen Fast-Neuntausendern in ihrer Mitte, dann kann man es verstehen, dass sowohl Indien als auch Pakistan von Kashmir als der edelsteinfunkelnden Krone des Landes sprechen.

Offiziell «Jammu und Kashmir» genannt, ist das nur 214'000 Quadratkilometer grosse Land von etwa 2¼ Millionen Menschen bewohnt von denen sich zwei Drittel zum Islam bekennen. Kashmir, die Heimat des Ministerpräsidenten Nehru, grenzt an Indien, Pakistan, Afghanistan, Tibet und Turkmenien oder Ost-Turkestan. Jahrhundertlang von Skythen, dann von Tartaren beherrscht, kam das Land

1596 unter die Herrschaft des Mogulkaisers Akbar, von dem es dem Kaiserreich Indien einverleibt wurde. Unter Akbars des Grossen Sohn und Nachfolger Jehangir wurde das Land förmlich in einen einzigen Garten verwandelt und Hunderttausende der für Kashmir so charakteristischen, prächtigen Schatten gebenden Chenar-Bäume wurden damals gepflanzt. 1753 wurde Kashmir von Afghanistan erobert und unter die Herrschaft des Emirats von Kabul gebracht. Fast ein Jahrhundert später, 1846, nach dem ersten Sikh-Krieg, kam Kashmir durch Vertrag an den Maharaja Gulab Singh, einen Anhänger der Sikh-Lehre. Das äusserst kriegerische Volk der Sikhs, das aus dem Punjab kam, vereinigte in seinen religiösen Anschauungen Grundsätze des Hinduismus und des Islams. Es ist gleichsam eine Reformekte des Hinduismus, der diese bärtigen Männer fanatisch anhängen. Der Name «Sikh» bedeutet «Schüler». Gründer der Sekte war der «Guru», das heisst «Lehrer» Nanak, der 1499 bis 1538 lebte, und dessen Lehren der 5. Guru Arjan (1581—1606) um 1600 in einem «Heiligen Buche», «Granth» genannt, zusammenstellte, das auch jetzt noch das religiöse Brevier dieser hochgewachsenen, schlanken, unglaublich tapferen Männer mit den scharfen charakteristischen Gesichtszügen ist. Die Aufnahme in die Gemeinschaft der Sikhs erfolgt durch eine Art Taufe, die nicht vor dem zehnten Lebensjahr stattfinden darf.

Im Widerstand gegen die grausamen Verfolgungen zur Zeit Aurangzebs, des letzten Grossmoguls, erstarkte die Sikh-Sekte zu besonders kriegerischer Tüchtigkeit, die diesen Menschen auch heute noch eigen ist. Durch den 10. Guru Govind Singh um das Jahr 1700 auf theokratischer Grundlage zu einer Anzahl von Blinden organisiert, die «Misl» genannt werden, erlangten die Sikh die Oberherrschaft über das ganze Punjab und über Kashmir. Zuletzt schwang sich Ranjit Sing, der Führer des Misl, zum alleinigen Oberhaupt auf und herrschte als Maharaja 1801—1839 in Lahore im Punjab. Thronstabilitäten nach seinem Tode führten 1845/46 und 1848/49 zu Kriegen mit England und zur Annexión des Punjab. Kashmir wurde damals dem Goutal Singh übergeben, dessen Nachfolger hier Winterresidenz in Jammu aufschlugen, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, auch jetzt noch der Winteraufenthalt des Maharaja Bahadur Singh.

Die Hauptstadt Srinagar, eigentlich Shri Nágár, das heisst die «Heilige Stadt», in unvergleichlich herrlicher Lage, hat etwa 150'000 Einwohner. Der Name Srinagar ist abgeleitet von Suryanagar, das

Mein Kalender

Er hängt über meinem Schreibtisch. Und immer, wenn ich aufblicke, tellt er mir gewissenhaft mit, welchen Tag, welchen Monat und welches Jahr wir haben. Es ist ein einfacher und sehr bescheidener Kalender, wie ihn Geschäftslente kurz vor Neujahr verschicken. Oben ein Bild. Ein junges Mädchen lächelt nichtssagend süß. Es hat blaue Augen und rote Haare, ein Grübchen im Kinn und ein nach oben gerichtetes Schönweibermäuschen. Und das ganze Mädchen ist so hübsch, dass es schon nach einer halben Stunde zu verbleiden beginnt, weil es aussteht, als sei es frisch von der Stange gekauft. Konfektion. Aber dafür kann es ja nichts. Unter dem Mädchen hängt ein Block, bestehend aus dreihundertundfünfundsechzig Blättchen. Das ist alles. Ein sehr armseliger Kalender also — und doch ...

Da zerre ich nun täglich ein Blättchen ab, und jeden Tag wird mein Kalender schmäler; er leidet gewissermassen an «Auszerung» — und am Ende des Jahres ist auch sein Ende gekommen, dann verbleibt nur noch das Gerippe: zwei Drähte, an welchen die Blättchen hängen. Aber das Mädchen darüber lächelt weiterhin nichtssagend in die Welt. Dieses langsame Dahinschwanden meines Kalenders hat etwas tief Melancholisches, das wie ein Memento mori annuget: denn mit jedem Blättchen, das ich abzerre, verliere auch ich einen Tag, wird auch für mich die Menge der Tage, die mit mir zuge-

messen sind, kleiner und kleiner, und ein, in ferner Zeit, kommt mein Ende: dann wird auch von mir nur ein Gerippe übrig bleiben — und dennoch werden weiterhin junge Mädchen süß und nichts-sagend lächeln. Ich weiss nur nicht: wann. Ich weiss nur nicht: wie.

Aber lässt uns nicht melancholisch werden. Nein. Die Welt und die Menschen liefern uns so viel Gründe zur Melancholie, dass wir sie nicht von den Wänden zu blättern brauchen.

Ja, dieser kleine und unscheinbare Kalender und ich, wir stehen in einem seltsamen Abhängigkeitsverhältnis zueinander: erfülle ich meine Pflicht nicht, die Pflicht des Abtreissens, so vergisst er seine mir gegenüber, dann steht auf ihm die Zeit still und ich weiss nicht, ob wir heute schon morgen oder gar übermorgen haben. Natürlich könnte ich vielleicht das Datum vom Pegelstand in meiner Brieftasche ablesen; da diese aber meistens vergeht und mir oft schon Mitte des Monats sein Ende anzeigt, ist mir diese Art der Orientierung nicht zuverlässig genug. Ich bin also, man mag es anschauen wie man will, auf dem Umweg über meinen Kalender von mir selbst abhängig. Tue ich meine Pflicht, so erfüllt er auch die seine, und alles ist in schönster Ordnung.

Neben dieser Aufgabe der Zeitansage aber: erfüllt meine Kalender noch eine andere Pflicht, eine moralische: sozusagen: er teilt mir nämlich jeden Tag mit, welcher grosse Mann vor so und so vielen Jahren gestorben ist. Wahrscheinlich wurden einige dieser Männer erst nach ihrem Tode zu grossen Männern, und so mancher, der heute mit uns lebt,

wird vielleicht auf späteren Kalendern als grosser Mann gefeiert. Allerdings: sehe ich mich unter meinen Zeitgenossen um, so schwant mir Böses. Ich will aber lieber nicht ins politische Gebiet abschweifen und bei meinem harmlosen Kalender bleiben. Er hat nämlich noch eine weitere gute Eigenschaft: er verkündet mir täglich einen guten Spruch, eine Ein-Satz-Weisheit, die wie eine kleine Sprach-Linse einen bestimmten Teil aller Lebenserfahrungen einfängt und auf gewisse Situationen in meinem eigenen Leben richtet, so dass ich mich daran, wie an einem moralischen Geländer, gut festhalten kann.

Dass man am Morgen früh aufstehen soll, um reich zu werden, leuchtet mir allerdings nicht ein; meine eigenen Erfahrungen sagen mir nämlich, man müsse andere Menschen zum Frühaufstehen anhalten, wenn man selber recht werden will. Dass in der Not hundert Freunde auf ein Lot gehen, würde ich gerne bestätigen, wusste ich überhaupt, was ein Lot ist, genau wie ich zugeben muss, dass man andere Leute nur dann hinter dem Ofen sucht, wenn man selber schon dahinter gesessen ist — ich bin selber schon oft hinter dem Ofen gesessen.

Aber heute morgen ist zwischen meinem Kalender und mir offene Feindschaft ausgebrochen. Da verkündete er: kurz und knapp, Zeit sei Geld. Und damit bin ich nicht einverstanden. Wir haben den Spruch von Amerikanern und diese wiederum haben ihn von einem ihrer Multimillionäre, für die es nur eines zu geben scheint: Geld. Und sie glauben, wenn sie uns sagen, Zeit sei Geld, würden wir die Zeit mehr schätzen. Welche Dummheit! Es bedeutet nun wirklich eine Entwürdigung der Zeit,

wenn man, um zu zeigen, wie wertvoll sie sei, sie mit Geld vergleicht. Zeit ist wirklich alles, nur kein Geld. Nein, wenn mein Kalender mit solchen Sprüchen beginnt, hat er bei mir ausgespielt. Ich will nun einmal nur der Tag wissen, und nicht, was irgendetwas Kerl in den Tag hinein trompetet. Wer weiss, wer weiss: vielleicht werde ich mir im nächsten Jahr überhaupt keinen Kalender kaufen. Wenn ich den Mut dazu aufbringe. Denn das schiene mir nun wirklich ein aufregendes und abenteuerliches Wagnis.

John P. Scherer

Die geschenkte Zeit

Ein auf die Mitarbeit verschiedener Persönlichkeiten angewiesenes Werk soll auf einen bestimmten Zeitpunkt zum Abschluss gebracht werden. Der Tag des festgesetzten Termins ist herangekommen und man sieht an zuständiger Stelle dem Eingehen der letzten Arbeiten entgegen. Mit dem Fertigwerden dieser Arbeit wird sich eine ihrer Verpflichtung ledig, und man wird sich einer andern Aufgabe zuwenden oder sich vorerst gar ein paar Ferientage leisten können. Die Morgenpost bringt etwelche der erwarteten Sendungen. Die restlichen können noch eingehen, der Tag steht erst im Abgange. Es stehen nur noch vereinzelte Arbeiten aus, der Grossteil ist im Verlaufe der letzten Wochen von jenen Mitarbeiterinnen eingegangen, die das Besorgen ihrer Arbeit nicht auf den letzten Augenblick verschoben. Die Post bringt an diesem Tage keine weitere Sendung mehr. Dafür erledigen

heisst «Sonnenstadt», wie sie in früheren Zeiten hiess. «Nagar» ist ein Sanskritwort und bedeutet «Stadt». Durch den von vielen Brücken überquerten Jhelum oder Jihlam, den Hydaspes der Griechen, den auch Alexander der Grosse überbrachte, wird Srinagar in zwei malerische Hälften geteilt. In riesigen Ausmassen steht die Jama Masjid, die Hauptmoschee, mit wichtigen Quadern am Flussufer. Auch die prächtige Moschee der Nür Mahal, der Gemahlin des Eroberers Jehangir, ist steingebildet, aber die Stadt besitzt auch noch als besondere Sehenswürdigkeit sehr alte hölzerne Moscheen. Ein Frauenhospital erinnert an das diamantene Jubiläum der Kaiserin Viktoria; auch andere Spitäler und Höhere Schulen beherbergen die schöne Stadt. Auf einem isolierten Hügel steht das von Akbar gegründete Fort Hari Parbat, von einer hohen Mauer umgeben, in der kraftvollen Bauweise der Moguln aus dem 16. Jahrhundert. Zahllose malerische Plätze und die vielen Völkertypen hier lokken besonders Mäler von weit und breit an. Die Basars sind überfüllt mit herrlichen Dingen. Die Teppich-, Seiden- und Wollindustrie, sowohl fabrikmässig als auch Heimindustrie, erzeugt prächtige Stoffe und Shawls, Spitzen- und Lederwaren, die Gold-, Silber- und Kupferschmiede-Erzeugnisse und besonders die Edelsteinschneidereien liefern prachtvolle Stücke. Charakteristisch für Kashmir sind auch die äusserst zierlichen Papiermaché-Gegenstände der sogenannten «Andeken-Industrie» mit ihren oft wundervollen Einlegearbeiten.

Von Städten sind noch zu nennen das etwa 25 000 Einwohner zählende Wazirabad an einer Zweigbahn nach dem etwa 60 000 Einwohner zählenden Sialkot mit einer starken Garnison und dem Grabmal des 1. Guru, zu dem alljährlich eine grosse Wallfahrt der Sikhs stattfindet. Jammu oder Jammu mit etwa 30 000 Einwohnern, eigentlich schon jenseits der Grenze des Kashmirstaates, ist bekanntlich die Winterresidenz des Maharaja, der auch gegenwärtig der Sikh-Sekte angehört.

Das durch den in den Indus mündenden Jhelum und dessen zahlreiche Nebenflüsse äusserst gut bewässerte Land ist sehr fruchtbar. Reis und Mais sind die Haupternten, ausserdem werden viel Weizen und Gerste, Gemüse und Obst gebaut. Melonen, Tomaten, Melanzani und Gurken wachsen in erstaunlicher Schnelligkeit zu Riesengrössen. Schon seit den ältesten Zeiten sind die Safran-Kulturen des Landes, der Crocus sativus, berühmt. Schilf und Rohr sind wichtige Ausfuhrartikel. Alle Früchte und Gemüse des gemässigten Klimas gedeihen in tipziger Fülle, besonders Aprikosen, Pfirsich-, Mandel-, Maulbeer- und Nussbaum, auch alle Nadelbäume der gemässigten Zone. Weltreisende nennen das Klima geradezu paradiesisch, obgleich der Winter auch Schnee und Temperaturen um den Nullpunkt bringt. Dennoch kann man behaupten, dass das Tal von Kashmir ihre Basis, was das Leben angenehm macht, eine «für Künstler und Laien, für Bergsteiger und Botaniker gleich anziehende Landschaft, für den Archäologen interessante Bauwerke und Ruinen mit unverkennbaren Spuren griechischen Einflusses», wie ein moderner Sindh-Dichter schreibt.

Gegenwärtig fällt eine «Demarkationslinie» das Land in zwei fast gleiche Hälften, deren eine von der Indischen Union und deren andere von Pakistan besetzt ist, eine Volksabstimmung soll über die Zugehörigkeit des Landes zu Indien oder Pakistan entscheiden und der derzeitige Hindu-, beziehungsweise der Sikh-Maharaja Bahadur Singh soll die Macht einer vom Volke gewählten Regierung übergeben. In dem aus sieben Mitgliedern bestehenden Kabinett der gegenwärtigen gesetzgebenden Regierung Bahadur Singhs sind der Ministerpräsident Sheikh Mohammed Abdullah und vier Minister Mohammedaner, als Zugeständnis für die zu zwei Dritteln mohammedanische Bevölkerung des Landes, der Ministerpräsident Pandit Nehru immer wieder versichert: «In der Indischen Republik und in dem Dominion Pakistan ist die Religion eine persönliche Angelegenheit und die Angehörigen aller Religionen sind vor dem Gesetz gleich.» Dies war auch der Inhalt des Agreement zwischen Pandit Nehru und Pakistans Ministerpräsident Liaquat Ali Khan wenige Wochen vor dessen gewaltsamem Tode, durch einen Fanatiker aus der berüchtigten

Nordwest-Grenzprovinz. Diese bildet seit jeher eine stete Sorge für den Subkontinent; überhaupt die gesamte Nordgrenze mit ihrem Gemengel kleinster Eingeborenstaaten und ihrem Völkergemisch aus Afghanistan, den Oxusländern, Tibet, Zentralasien und Indien, an ihrer Jahrtausende alten Eingangsporte, dem Khyber- oder Khaiber-Pass. Alle Völkertypen, Trachten, Waren und Erzeugnisse strömen hier zusammen zu unvorstellbarer Buntheit. Wohl durchzieht die Eisenbahn das Gewirr der tief eingeschnittenen Erdschluchten im Stromgebiet des in den Indus mündenden Jhelum; des Hydaspes der Alten, den Alexander der Grosse im Mai 326 v. Chr. mit seinen Elefanten überbrachte; aber fast der ganze Verkehr läuft auch heute noch auf dem Rücken der zottigen Kamele, die, völlig eingehüllt in ihr besonders im Winter langes, fast schwarzes Wollhaar, einen grotesken Anblick bieten. Von überall in dieser wildromantischen Gegend, von jeder Anhöhe, schneit das Auge hier über die gewaltigen Kulissen der Himalayaketten. Ein gewaltiges Brausen wie von tausend Wasserfällen erfüllt die Luft schon am Oberlauf des Indus, im Sanskrit und in Indien noch heute Sindhu, das ist «Strom», genannt, «der Strom», der dem Land den Namen gab und dessen zahllose Quell- und Zuflüsse es bewässern.

Einer dieser Quellflüsse kommt von dem in Tibet befindlichen Nordabhang des 5170 Meter hohen Kailasa, dem «Heiligen Berg» Indiens im Hedin-Gebirge, an dessen Südfuss der Brahmaputra und der Salej entspringen. Nach fast tausend Kilometer langem Lauf in nordwestlicher Richtung durch Ladakh und Kashmir durchbricht der Indus in scharfer Südwendung den westlichen Himalaya und fällt durch tiefe Schluchten rasch bis auf 350 Meter Meereshöhe bei Attock, dem 1580 von Kaiser Akbar erbauten malerischen Fort, wo der Indus im Kabulfluss die afghanischen Gewässer aufnimmt und schiffbar wird. Doch das Land, das er nun durchzieht, ist das regenärmste Gebiet Indiens. Nur am Strom entlang, etwa wie beim Nil, zieht sich ein schmaler Streifen fruchtbarer Kulturlandes, und Landbau ist hier nur durch Bewässerung möglich. Wie gesagt, man kann sich keinen grösseren Gegensatz vorstellen als das wilderklüftete Gebirgsland Kohistan mit seinen Felstürmen und einsamen Bergseen an Kashmirs Grenze, bewohnt von dem äusserst kriegerischen Stamme der Pathan, in deren Dörfern noch vielfach das unselige Gesetz der Blutrache herrscht, — und dazu als Kontrast in so räumlicher Nähe die lieblichen, lachenden Gefilde Kashmir im Zaubermantel seiner Berge.

Rund um die Eifersucht

Mit der Frage: «Sind Sie eifersüchtig?» trat ich kürzlich vor eine Anzahl Leute hin. Zuerst einmal wollte ich von ihnen eine exakte Definition des Wortes Eifersucht, doch niemand konnte sie mir geben. In meiner Not griff ich später zum Lexikon, zum allwissenden Brockhaus — ich fand nichts, gar nichts, denn das Wort Eifersucht stand überhaupt nicht darin. Aus der hintersten Ecke meines Bücherschranks blitzelte aber ein Larousse mit französischem Charme hervor, und sofort wusste ich, dass ich hier eine Definition der Eifersucht finden würde. Denn sind nicht einerseits die Franzosen als Meister der Liebe bekannt und soll andererseits die Eifersucht nicht die Schwester der Liebe sein? Also, im Larousse stand folgendes: la jalousie... chagrin de voir posséder par un autre un bien qu'on voudrait pour soi (das heisst: die Eifersucht sei der Kummer, den man empfindet, wenn man ein Gut, das man gern selber besitzen möchte, von einem andern besessen sieht). Von der hohen Warte dieser gelehrten Definition können wir nun auch die verschiedenen Antworten besser verstehen, die mir die Leute, die ich mit meinen Fragen belästigte, gegeben haben.

«Ich sehe rot»,

sagte der ältere Papa, den ich als ersten interviewte mit einer ganz bösen Stimme, «wenn meine Frau auch nur einen andern Mann anblickt. Auch heute, nach dreissig Jahren Ehe, kann ich das noch nicht ertragen. Ich werde dann wild wie ein Stier», er ballte die Hände und fuchtelte ingrinnig vor meiner Nase herum, «und brüllte und tobe, dass das ganze Haus wackelt. Wehe meiner Frau, wenn ich sie einmal bei einer Untreue ertappen würde!» Fort von diesem Sanguiniker, dessen Eifersucht beinahe etwas Krankhaftes, Uebersteigertes an sich hat, fort zum nächsten Opfer, zu einer jungen hübschen Frau mit einem herzigen, blondlockigen Büblein.

«Mein Mann ist ein Langwelliger»,

vertraute sie mir an, «er ist überhaupt nicht eifersüchtig. Und ich hätte es doch so gern, wenn er nur ein wenig eifersüchtig wäre. Ich würde mir dann wieder so geliebt und begehrt vorkommen wie am ersten Tag. Aber eben, mein Emil, der wird nicht eifersüchtig, auch wenn ich mit seinem Freund flirte. Das tue ich übrigens gar nicht gern, sondern nur, um ihn zu reizen. Doch es nützt nichts.» Ein anderer erzählte mir:

«Ich war einmal eifersüchtig»,

ob zu Recht oder zu Unrecht, das weiss ich heute noch nicht. Aber ich weiss, dass ich damit nur schlechte Erfahrungen gemacht habe. Denn mit meiner Eifersucht habe ich meine Ehe beinahe zerstört. Deshalb bin ich bis zu meinem Lebensende von jeglicher Eifersucht geheilt. Niemals mehr werde ich eifersüchtig sein!

«Die Eifersucht ist die blaue Blume»,

die im Garten der Liebe wächst — diese seltsamen Worte kommen aus dem Mund eines Feuille-

tonisten. «Die Monotonie der welkenden Blumen der Liebe wäre unerträglich, wenn nicht die blaue Blume der Eifersucht blühen würde. Aber sie darf nichts wissen von schwarzen Sorgen und dunkelgrünen Schmerzen. Sie soll die muntere Garnitur der Eintönigkeit unseres Lebens sein. So bringt sie den Sonnenstrahl der Heiterkeit und die Wärme der Leichtigkeit in den schläfrigen Ernst unseres Daseins» — also sprechend liess er mich etwas verrückt zurück.

«Gleich blöd und verrückt wie die Liebe auch, das ist die Eifersucht», brumpte ein griessgrämiger Junggeselle, den ich hinter seiner Zeitung aufstöberte. «Kommen Sie mir nicht mit Liebe und Eifersucht, solcher Quatsch macht mich krank, ich kann das nicht hören. Ueberhaupt — lassen Sie mich in Ruhe meine Zeitung lesen und verschonen Sie mich mit Ihren blöden Fragen. Verschwinden Sie schleunigst! Das tat ich, obwohl etwas verwundert ob soviel Aergers und Bitterkeit, und wandte mich an ein junges Mädchen, das sehnsüchtig und verträumt in den Himmel starrte — Symptome einer schwärmerischen, ersten Liebe.

«Nie und nimmer werde ich eifersüchtig sein.»

Es ist doch ein unwürdiges Gefühl für einen Menschen, einen andern so fest besitzen zu wollen, dass man ihn nicht mehr hergeben und an sich ketten will. Das ist egoistisch, wahre Liebe aber ist altruistisch und denkt immer zuerst an den andern. Will der geliebte Mann einmal nichts mehr von mir wissen oder gefällt ihm eine andere besser, so werde ich ihn gehen lassen, ohne eifersüchtig zu werden. Vielleicht werde ich dann an gebrochenem Herzen sterben, aber jedes Gefühl von Eifersucht werde ich bekämpfen.» Etwas gerührt entfernte ich mich und dachte wemütig, dass man schon noch sehr jung sein müsse, um solche idealen Vorstellungen haben zu können, oder nicht?

«Eine gewisse, nicht übertriebene Dosis Eifersucht ist ganz in Ordnung», belehrte mich zum Abschluss meiner Interviews ein bebrillter, jüngerer Mann, der im Park sass und sich in ein Buch vertieft hatte. «Ist denn das Wesen der Eifersucht nicht einfahe Besitzerstolz und der Drang, Kostbares zu beschützen und zu bewahren? Es ist doch ganz natürlich, dass die Zuneigung zwischen zwei Menschen nur ihnen gehört. Wenn einmal ein Fremder droht, in das Reich einzudringen, um den Platz des einen einzunehmen, so ist es eine ganz gesunde Reaktion, dass der betroffene Teil sich zur Wehr setzt. Uebrigens sehen Sie das Buch, das ich gerade lese, es stammt aus dem 12. Jahrhundert, aus der Zeit der Minnesänger, die doch soviel von der Liebe wussten und verstanden. Schon darin schreibt der Dichter, dass eine Liebe ohne Eifersucht keine Liebe sein könne.»

Ob ich auch eifersüchtig sei, möchten Sie gerne wissen. Das jedoch verrate ich Ihnen nicht, denn schliesslich wollte ich ja nicht mich selber interviewen, sondern die Meinung der andern Menschen erforschen. Doris.

fühl kennt, jeden Tag bis ins Letzte seinen Obliegenheiten gerecht geworden zu sein, der weiss, was es heisst, jeden Abend à jour zu sein. Wer sich für die Pflichten ausserhalb seines engsten Lebenskreises, für die menschlichen Beziehungen Zeit zu schaffen weiss, der wird nie Reue über einem Versäumnis, sondern Befriedigung über dem von reichem Erleben erfüllten Tage empfinden. Wir alle können dieses Glück erleben, wenn wir lernen und es schliesslich verstehen, mit der uns geschenkten Zeit umzugehen. C. B.

Der Photoschaukasten

Er hängt in Augenhöhe an einer Mauer, ganz nahe der Hauptstrasse. Ein brauner Rahmen, ein Glas und darunter die Photographien von jungen Leuten. Glatte Gesichter, sorgfältig gekämmte Haare und weisse Zähne, die ein sanftes Lächeln schwach entblöst. Da ist ein junger Mann, die Pfeife im Mund, dessen Winkel ein spöttisch-überlegenes Lächeln umspielt, da ist eine alte weisshaarige Frau, mütterlich-weise das Gesicht die Augen tief und fern, man spürt: sie hat alles erlebt, was das Leben eines Menschen reich macht: Freude und Trauer. Liebe und Hass. Und sie ist reich darauf hervorgegangen, abgklärte und still. Neben ihr das Gesicht eines jungen Mädchens, es schwärmt vielleicht für eine Schauspielerin und möchte aus sehen wie diese. Auf der Photographie gelingst es ihr. Hier wirkt das Gesicht schön und lieblich, etwas unwirklich vielleicht — wer weiss, wer weiss,

Politisches und anderes

Schweizerische Militärmission in USA

Diese ist ausserordentlich lebenswürdig und entgegenkommend empfunden worden. Es sei möglich, dass man der Schweiz eine Anzahl von M-48-Tanks (45 Tonnen) verkaufe, damit sich die Schweizer Armee bereits vor der definitiven Lieferung mit dem Modell vertraut machen könnte, da der Schweiz im Falle eines möglichen künftigen Krieges die wichtige Rolle der Einhaltung des Angreifers bis zum Eintreffen anderer europäischer Armeen zufallen würde.

Der Bundesrat

hält Beratungen über die von der Landwirtschaft gewünschte Erhöhung des Uebernahmepreises für Getreide um 5 Franken. Es wird sich weisen, ob er die Unzufriedenheit der Landwirtschaft oder diejenige der Konsumenten tragbarer empfindet, denn der eine Teil von diesen beiden wird sicher unzufrieden sein.

100 Jahre elektrisches Nachrichtenwesen

in der Schweiz. Eine würdige Feier und eine interessante Jubiläumsausstellung im PTT-Museum in Bern betonen die Wichtigkeit dieses Zweiges im interurbanen und internationalen Verkehr. Die Ausstellung gibt auch Aufschluss über die Entwicklung des Radio- und Telephonrundspruchs.

Vom Bürgerrechtsgesetz

Die ständerätliche Kommission für das Bürgerrechtsgesetz stimmte bei zahlreichen Differenzen untergeordneter Bedeutung der Fassung des Nationalrats zu, mit der Ausnahme, dass sie die Optionsmöglichkeit für die Schweizerin auf den Zeitpunkt der Trauung beschränkt wissen will und deren Verlängerung auf ein Jahr oder sonst bestimmten Frist ablehnt. (Wären die Herren Ständeräte nie verlobt, oder haben sie keine Erfahrung mit verlobten Töchtern?)

Das kirchliche Wahlrecht der Frau im Argau

Der argaueische Grosse Rat hat entgegen der Opposition besonders von bäuerlicher Seite mit 68 gegen 39 Stimmen einer Vorlage zugestimmt, welche die Wahlbarkeit der Frauen in die Kirchenpflegen der evangelischen Landeskirche garantiert.

Die Strassenverkehrsunfälle in der Schweiz

Wie das Eidgenössische Statistische Amt mittelt, sind von Januar bis Juni dieses Jahres den kantonalen Polizeiorganen 16 709 Strassenverkehrsunfälle gemeldet worden, bei denen 9489 Personen verletzt und 359 getötet wurden. Verglichen mit dem ersten Halbjahr 1951 hat die Zahl der Unfälle um 11, jene der verunglückten Personen um 10 und die der Todesopfer um 13 Prozent zugenommen.

Graf Carlo Sforza †

Der frühere italienische Aussenminister ist am 4. September in Rom nach langer Krankheit gestorben. Ein bedeutender Staatsmann und Diplomat, der Italien grosse Dienste geleistet hat, ist mit ihm aus der politischen Aera der neuesten Geschichte Italiens dahingegangen.

Joseph Avon †

Der frühere stellvertretende Generalsekretär des Völkerbundes, der später an Stelle Sir Eric Drummonds zu dessen Generalsekretär aufrückte, starb im Alter von 73 Jahren in Duillier bei Nyon.

Nordische Aussenministerkonferenz

Die Aussenminister der nordischen Staaten von Dänemark, Island, Schweden und Norwegen benedeten am Donnerstag in der isländischen Hauptstadt Reykjavik eine zweitägige Konferenz, an der sie Probleme besprachen, welche mit der Schaffung eines «Nordischen Rats» zusammenhängen. Sie gaben der Hoffnung Ausdruck, dass Island dem Rat beitreten werde, der seine erste Sitzung anfangs 1953 in Kopenhagen abhalten wird. Weiter befassten sich die Minister mit Fragen, die an der bevorstehenden UNO-Generalsammlung behandelt werden. El. St.

Spezialhaus für
Grossküchen-Einrichtungen
Walter E. Frech & Co., Luzern
Telephon 041 2 98 40 / 2 98 41



ein paar telefonische Anrufe. Der eine besagt, dass man erkrankt sei und der Verpflichtung nicht nachkommen könne. Der andere stellt mit Bedauern fest, dass sich die erforderliche Zeit für die gestellte Aufgabe in den vergangenen paar Tagen einfach nicht aufbringen liess. Ein dritter entschuldigt sich damit, in letzter Stunde die nötige Konzentration nicht aufgebracht zu haben. Was diese Absagen bedeuten, darüber sind sich die Anruferinnen zwar klar. Aber sie haben jetzt mit ihrem Bericht und ihrer Entschuldigung ihre Pflicht getan und damit ist die Angelegenheit für sie erledigt. Für die verantwortungsvolle Stelle liegt die Sache anders. Jetzt heisst es, Sarsatz suchen und finden oder selbst in die Lücke springen.

Natürlich gibt es in den Tagen eines jeden Menschen Unvorhergesehenes, ereignen sich angenehme oder unwillkommene Zwischenfälle. Aber gerade das Wissen um die Möglichkeit solchen Begehens sollte uns lehren, mit der uns im Leben geschenkten Zeit geschickt und klug umzugehen. Bevor wir irgend eine Arbeit oder Aufgabe übernehmen, die ausserhalb des Gebietes der gewohnten Tätigkeit liegt, sollten wir uns klar sein, ob wir ihr auch genügen können. Es sind selten Anforderungen, die von heute auf morgen an uns gestellt werden. Meist steht uns eine reichlich bemessene Frist zur Verfügung, eine Obliegenheit zu erledigen. Aber gerade die weit reichende Zeit wird vielen Leuten und nicht zuletzt Frauen zum Verhängnis. Zu Anbeginn einer übernommenen Pflicht hatte man manch eine Stunde zu ihrer Erfüllung. Dann wird man sich inne, dass die Sache nicht so sehr

eilt und man ihr ebenso gut gelegentlich genügen kann. Wir rechnen nicht mit den unerwarteten Ereignissen, die sich uns in letzter Stunde als unüberwindliches Hindernis in den Weg stellen. Und im Unvermögen, einer Sache gerecht zu werden, stellen sich jene Situationen ein, aus denen heraus wir jene Menschen im Stiche lassen müssen, die auf uns zählen.

Es gibt dieses im Stichelassen nicht nur über einem erweiterten Pflichtenkreis. Es kommt schon in unserm kleinen alltäglichen Dasein vor. Wieviel menschliche Beziehungen werden vernachlässigt, wieviel spendender oder bereichernder brieflicher Verkehr unterbleibt, weil wir die erforderliche Zeit dazu nicht aufbringen vermeinen. Wer weiss nicht nur, was in Aussicht genommene oder erwartete Besuche, die nie erfolgen! Wer wüsste nicht um Briefe, die lange unbeantwortet bleiben oder nie beantwortet werden.

All das geschieht nur, weil wir mit der uns geschenkten Zeit nicht umzugehen wissen. Wir neigen den Augenblick zu wenig wichtig und zählen dafür viel zu stark auf den zukünftigen Tag. Es ist schön, erfüllt von höchstem Vertrauen und fester Sicherheit allem Kommenden entgegen zu gehen. Wissen wir denn aber, ob wir dieses Morgen, auf das wir so sehr bauen, überhaupt erleben? Keiner weiss es, und darum sollen wir mit unserer Zeit wie mit einem wertvollen Geschenk umgehen, sorgsam und behutsam. Wir sollten nicht für die Dinge um uns herum da sein, sie sollen vielmehr uns dienen. Was zum unnützen Ballast geworden ist, dessen sollte man sich entledigen. Nur wer das beglückende Ge-

mag sein, dass diese Photographie eines Tages auf dem Tisch eines jungen Mannes steht, eingerahmt und mit einer zärtlichen Widmung. Freunde des jungen Mannes werden das Bild betrachten, werden anerkennend nicken. Und er wird sie fragen: «Hübsch? Nicht wahr? Und sie werden antworten: «Sehr hübsch!» und der junge Mann wird auf seine Freundin sehr stolz sein und ihr das nächste Mal ein nettes Geschenk mitbringen. Doch — eines Tages, eines Tages wird etwas geschehen, die Wege der beiden werden sich trennen und das junge Mädchen verschwindet aus dem Leben des jungen Mannes. Noch kurze Zeit steht die Photographie auf dem Tisch, dann wird sie in einem Album untertauchen. Der junge Mann wird heiraten, die Jahre werden wie ein leiser und unerträglich fließender Strom an ihm vorüberziehen, er wird alt werden, mit gebleichten Haaren und stilleren Sehnsüchten.

Und einmal, in einer leisen Stunde blättert er im alten Album und sein Blick fällt auf die Photographie des jungen Mädchens. Die Gegenwart versinkt, aus den Tiefen der Vergangenheit taucht ein Mädchen auf — leise wird er lächeln und denken: Ja, das war sie. Das hätte sie vielleicht sein können, wären unsere Wege nicht auseinandergegangen. Und wieder wird er die brennende Sehnsucht jener Jahre spüren, die klare Süsse der Gefühle und er wird wissen, dass sein Leben schön war, auch wenn es ihm nicht alle Wünsche erfüllte. Dann klappt er das Album zu, wieder vergehen Jahre, der Mann stirbt, junge Menschen werden seine Sachen durchsuchen und auf das Album stos-

Der Laie als Brücke zwischen Kirche und Welt

Im Rahmen des vom Oekumenischen Institut im Château de Bossey am Genfersee im Juli veranstalteten Ferienkurses für Laien hielt Dr. H. H. Walz, Leiter des Sekretariats für Laienarbeit beim Oekumenischen Rat der Kirchen, einen Vortrag über das obige Thema, dessen wesentlichste Gedanken hier wiedergegeben seien:

Der Mensch ist das einzige Wesen auf der Erde, das Brücken baut. Die Tiere bauen sich Nester und sichern sich darin gegen ihre Umgebung, bleiben aber doch zugleich Teile ihrer Umgebung; denn die Welt der Tiere ist eine geschlossene. Die Welt des Menschen jedoch ist es nicht. Sie ist keine heile Welt, ist nicht identisch mit seiner Umwelt. Der Mensch fügt sich nicht wie das Tier in seine Umgebung ein, geht nicht in ihr auf; er erlebt im Gegenteil an sich die Zerrissenheit, ja Zerbrochenheit der Welt. Um die auseinandergebrochenen Teile zusammenzufügen, das Unzugängliche zugänglich zu machen, baut der Mensch Brücken, ständig bestrebt, zum andern Teil hinüber zu gelangen, immer von neuem darauf angewiesen, Gräben, die sich aufbauen, zu überbrücken.

Geschieden von einander sind auch Kirche und Welt. Zwischen beiden Brücke zu sein, ist Aufgabe des Laien. Er gehört sowohl zur Kirche als zur Welt. In der Welt repräsentiert er die Kirche, in der Kirche die Welt. Dass es in der Welt heute eine Kirche gibt, Kirche und Welt nicht eins sind, ist ein schlechtes Zeichen, ein Zeichen der Gebrochenheit. Im Paradies gab es keine Kirche, wie es im Jenseits keine Kirche geben wird. Anbetung und Lebenserhaltung waren im Paradies ein- und dasselbe. Bei uns ist die Kirche der Ort, wo man Gott anbetet, die Welt der Ort, an dem man der Erhaltung und Erweiterung des menschlichen Lebens nachstrebt und nur zu oft einem fremden Gott dient, heisse er nun Mammon, Staat oder sonstwie. Die Welt hat eine gefährliche Macht über den Menschen erhalten, die nicht in der Absicht Gottes lag. Gott hat die Welt geliebt, was er dadurch bewies, dass er seinen Sohn auf die Erde sandte und durch ihn die Brücke schlug zur Welt.

Durch das Priestertum werden Kirche und Welt heute verbunden. Es bildet die Brücke zwischen beiden. Zur Brücke ist jeder berufen, ob Laie oder nicht. Denn Priestertum ist die Stellvertretung, in der ich für die andern vor Gott und für Gott vor die andern trete. Der einzelne Christ, welcher Priester, welcher Brücke sein will, muss aus seinem eigenen Kreise heraus sein. Würde ein Schuhmacher Zeugnis ablegen, als sei er ein Geistlicher, der Theologieprofessor sich künstlicher Simulanz befleißigen, dann wäre etwas nicht in Ordnung. Der falsche Ton ist das Zeichen der Unechtheit. Zeichen echten Priesterdienstes ist es, dass man seinem Milieu treu bleibt. Es geht nicht so sehr um das Sagen, es geht vielmehr um das Sein. In diesem Sinne ist das Wort Laie zu verstehen. «Laie» ist eine Abstraktion; es ist der «Ort». Dieser Ort ist verschieden von der Stelle, an welcher der Priester steht.

Weil jeder Laie aus seinem Kreise heraus Brücke ist, hat der priesterliche Dienst des einzelnen ganz verschiedene Ausdrucksformen. Der Richter wird seinen christlichen Glauben bezeugen, indem er in seinem beruflichen Handeln, also beim Rechtsprechen, das letzte Gericht Jesu Christi vor sich stellt, jenes Gericht, in dem er, der Richter, ebenso zur Verantwortung gezogen werden wird wie der über welchen er zu richten hat. Von diesem Standort aus wird der Richter sein Amt auf eine ganz andere Weise ausüben als der, dem etwa der Staat die höchste Instanz ist. Dem Priesteramt des Arztes wird das Bewusstsein zugrunde liegen, dass er ebenso christusheduldig ist wie der Kranke, dessen Leib er zu heilen berufen ist.

Was ist der Laie?
Er ist einmal der verkörperte Beweis des In-der-Welt-Seins der Kirche. Seine Aufgaben sind von

entscheidender Wichtigkeit. Durch ihn muss die Kirche zum Beispiel etwas von der modernen Massenpsychologie erfahren und die Methoden moderner Propagandatechnik kennen.

Der Laie ist ferner das verkörperte Zeichen dafür, dass Gott durch Christus zu jedem gekommen ist; dass die erlösende Herrschaft Christi alle Bereiche des menschlichen Lebens umfasst. Nicht nur unsere Seelen sind erlöst worden, sondern alle Menschen wurden wir erlöst.

Christus hat alle Bereiche des Menschen erlöst und geheilt.

Zum dritten ist der Laie der lebendige Ausdruck der Tatsache, dass die Erlösung vor zweitausend Jahren vollbracht wurde auch für den heutigen modernen Menschen. Wir Christen dürfen nicht rückständig sein; wir sind ins Heute gestellt und müssen im Heute leben, um in Kampf uns Dasein bestehen zu können. Die Kirche des Mittelalters war rückständig; immer wieder hat sie sich den Erkenntnissen der Wissenschaft ablehnd, hemmend oder bekämpfend entgegengestellt und sich ihren Entwicklungen verschlossen. Diesen Fehler dürfen wir nicht machen. Die Laien müssen das progressive Element in der Kirche darstellen. Aufgabe und Privileg der Laienschaft ist es, die Aktualität der kirchlichen Botschaft immer wieder zu verkünden.

Zum letzten sind die Laien das Zeugnis dafür,

Von der Hundertjahrfeier des Diakonissenhauses Riehen

30. und 31. August

El. St. Diese gestaltete sich zu einer dankenden Ehrung nicht nur des Riehener Schwesternhauses, sondern der evangelischen Diakonie als Ganzes.

War der Samstagabend einer stillen Abendmahlsfeier in der Riehener Dorfkirche gewidmet, so versammelte der Festgottesdienst am Sonntagmorgen im Münster eine grosse Festgemeinde, die es sich nicht hatte nehmen lassen, durch ihr Erscheinen Dank und Verbundenheit mit dem Riehener Diakonissenhaus und seinen Schwestern zu bezeugen.

Die sehr tief empfundene Predigt von Pfarrer D. A. Koechlin war aufgebaut auf dem Wahrspruch Riehens, Hebräer 13, 8: «Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit» und hatte zum Leitmotiv die Dankbarkeit gegen Gott für die gnädige Führung durch 100 Jahre der Arbeit, des Kampfes, der Sorgen und des Segens. Auch die Zukunft liegt in Gottes Hand, und als wartende und betende Gemeinde stellt sich Riehen auch weiter unter die Führung des Herrn. — Pfarrer Hoch, der Vorsteher und Leiter der Anstalt, sprach in bewegten Worten über das Wachsen, die Entwicklung des Mutterhauses, die er mit derjenigen des Volkes Israel verglich, und er stellte seine Ausführungen unter das Wort des Erzvaters Jakob, 1. Moses 32, 10: «Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du zu dem alten Knechte getan hast.» Das Werk, das vor 100 Jahren nur im Vertrauen auf Gott begonnen wurde, ist von diesem nie verlassen worden und wird, wenn es seiner Bestimmung treu bleibt, von ihm auch nicht fallengelassen werden. Der Dank an Gott besteht im weiteren vollen Vertrauen und in treuester Pflichterfüllung in dem von ihm aufgetragenen Dienst.

Gemeindegang und Schwesternchor gaben der Feier die Weihe, die mit dem Gemeindegang «Es segne uns der Herr» ihr Ende fand.

Unter einem stimmungsvollen Regenstern gelangten Schwestern und geladene Gäste hinaus nach Riehen, und mit Besorgnis blickte man auf die so festlich gestärkten Hauben der Schwestern, deren Beschaffenheit diesen Sturzfluten nur schwerlich standhalten konnten. Das Mutterhaus hatte sich mit Blumen festlich geschmückt, im Haus, im Garten, wo in dunklen Ecken sogar riesengrosse, sommerlich üppige Sträucher in grossen Kübeln und Kupfergelen im Rasen standen.

Im grossen Etsaal, in der Kapelle und einem grossen Zell vereinigte sich die zu Hunderten zählenden Schwestern und Gäste zu einem einfachen, aber ausgezeichneten Mahl, das mit den ebenso schlichten, aber von Herzen kommenden Ansprachen des Vizepräsidenten Dr. F. Vischer, zahlreicher Delegierter schweizerischer und ausländischer Mutterhäuser, Vertreter der Behörden

der: «Sei nun ruhig, Werni. Ich schaue Dir bestimmt nicht hinein.» Da erhellt ein strahlendes Lächeln die kindlichen Züge. Ungestüm wirft er sich in die Arme der Mutter und versichert treuerzichtig: «Weisst Du, Mami, der Oti hat mir etwas geschenkt. Aber er hat gesagt, ich darf es niemandem zeigen.» — «Später aber sage ich es Dir einmal», fügte er geheimnisvoll und wichtig hinzu und lächelt die Mutter an. Glückliche im Bewusstsein des ungestörten Besitzes seines kleinen Geheimnisses.

Abends sagt es die Mutter des kleinen Werni ihrem Gatten.

«Sollten wir nicht doch etwas mehr auf ihn aufpassen? fragt sie ihn, der sehr bedenkenlos scheint. «Er hat das so merkwürdige Geheimnis vor mir. Er versteckt Dinge, die ihm von Kameraden geschenkt worden sind. Wird er sich durch solche Geheimniskrämerei nicht von uns abwenden?»

Der Gatte legt beruhigend den Arm um die Schulter seiner Frau. «Musst keine Angst haben deswegen, Elsi», sagt er. «Glaube mir. Jeder Bub in seinem Alter hat seine Geheimnisse, seine kleinen Wichtigkeiten, auf die er mächtig stolz ist. Meinst Du, ich hätte es anders gehabt zu meiner Kinderzeit? Wie glücklich war ich auf meine oft grauslichen und unnützen Kostbarkeiten, und wie sorgfältig verberg ich sie vor meinen Eltern. Weil ich ein unbestimmtes Gefühl hatte, dass sie mich da nicht verstehen würden. Dass sie mich vielleicht von meinen Schätzen trennen würden: vom Frosch, dem halbtoten, den klebrigen, gleitenden Kaulquappen oder auch nur vom Käpslipistichchen oder dem rostigen

dass die Kirche nicht im Schauen, sondern im Glauben lebt. Alles, was die Laien tun, ist natürlich unvollkommen, wie wenn das ganze Leben auf Kompromissen aller Art aufgebaut ist. Der Schatten der Zweideutigkeit liegt auf aller menschlichen Arbeit, liegt auf jedem einzelnen von uns. Deshalb ersehnen wir den Tag, an dem wir einmal das Licht sehen werden. Doch gerade durch ihre Unvollkommenheit bezeugen die Laien, dass sie nach dem Vollkommenen streben. Wir leben in der Spannung. Das Leben der Kirche ist «Spannung, Auferstehung und Wiederkunft». (Ernst Michel, kath. Soziologe, Frankfurt/M.)

Aeusserlich scheint wenig Unterschied zu bestehen zwischen einem Christen und einem Nichtchristen, solange die Lebensumstände normal sind. Tritt jedoch eine plötzliche Aenderung ein, so zeigt sich im Augenblick der Schwierigkeiten eine tiefgehende strukturelle Verschiedenheit. Bei solchen «Wetterstürzen» muss der Laie zeigen, woher er seine Kraft bezieht; dann ist der Augenblick gekommen, wo er durch seine Haltung Laienzeugnis abzulegen hat.

Aufgabe des Christen ist es, gegenwärtig zu sein in der Welt und in der Welt zu arbeiten.

Aufgabe des Christen ist es, sein Leben und sein Arbeiten in der Welt ausdrücklich als «für Christum» darzustellen.

Nicht Brücken zu bauen ist seine Bestimmung; Aufgabe des Christen ist es, Brücke zu sein.

Cläre Neumann

Freiwilliger Landdienst für die Herbstarbeit

Die Herbstarbeiten sind in vollem Gange. Vieles Bauern und Bäuerinnen ist es nicht möglich, all diese Arbeiten allein zu bewältigen und sind dankbar für eine Hilfe. Das Kantonale Jugendamt vermittelt Adressen von Bauernfamilien im Kanton Zürich. Bei einer Mindestverpflichtung von zwei Wochen werden an freiwillige Helfer und Helferinnen freie Hin- und Rückfahrt, Kranken- und Unfallversicherung, freie Unterkunft und Verpflegung und eine angepasste Barentschädigung abgegeben. Wir richten daher an alle die Bitte: Meldet Euch zum freiwilligen Landdienst! Anmeldungen nimmt das Kantonale Jugendamt, Wäldcheturm, Zimmer 255, in Zürich entgegen. (Telephon 32 73 80, Intern 429.)

bericht von Herr Pfarrer Hoch und eine Ansprache des Präsidenten Dr. J. J. de Purry-Miescher brachte. Letzterer betonte sehr eindringlich, dass Mädchen, die in der Krankenpflege nur Beruf und Sicherheit oder Zurückziehung aus dem allgemeinen Lebenstrubel suchen, nicht in ein Diakonissenhaus eintreten sollte, sondern «nur solche, die mitten in der Welt stehend das grosse Wagnis des Christentums suchen». Zwei Direktoren grosser Schwester-Anstalten, Pastor Leich, Direktor des Kaiserswerther Verbandes evangelischer Diakonissen-Mutterhäuser, und Pfarrer R. Bäumlin, Rektor der Diakonissenanstalt Bern, überbrachten noch Gruss und Dank ihrer Organisationen.

Ein im frisch abgepflügten und in schönster Farbenpracht glühenden Anstaltsgarten dargebotener Tee vereinigte noch die Festgemeinde, wobei viel persönliche Beziehungen aufgriffen oder neu geknüpft werden konnten. Dabei dankte Dr. Hans Schmid aus Schaffhausen den Schwestern für ihren Dienst an diesem Spital, und Madame Veronet, die Präsidentin des Schweiz. Verbandes diplomierter Krankenschwestern und -pfleger bediente das gute Einvernehmen zwischen all den im Dienste der Kranken stehenden Organisationen, ob sie nun den Charakter von Ordens-Diakonissen oder freien Pflegerinnen schulen trügen: Im Mittelpunkt aller Arbeit stehe als einigendes Band der Dienst am Leidenden, am Kranken.

So ging das schöne Fest zu Ende; möge es seine Freude und seinen Segen in vielen Schwesternherzen, jungen und alten, zu neuer Kraft und Hingabe werden lassen. Wie viele Menschen ihnen für ihre Arbeit dankbar sind, das durften sie an ihrem schönen Fest deutlich erleben.

Kleines internationales Frauentreffen

Den offiziellen Programmen, die der «Zeremonienmeister im Bundeshaus» aufzustellen hat, wenn in der eidgenössischen Visitenstube ausländischer Besuch erwartet wird, darf man gewiss nicht nachsehen, sie seien zu wenig abwechslungsreich. Es fehlt außer «eder die Fabrikbesichtigung noch der touristische Abstecher, ebensowenig die schillernde Flut der Empfänge und der «Abend im Heimstübli» mit Tralala und FahnenSchwingen. Und doch vermisst man etwas auf jenen Programmen, sofern die ausländischen Gäste zufällig zur zarten Hälfte des Menschengeschlechts gehören. Im Bilderbuch der Schweiz, das offiziellerseits vor ihnen aufgeschlagen wird, bekommen sie gerade jene Seite nicht zu sehen, die manche unter ihnen besonders interessieren würde: man gibt ihnen nicht Einblick ins Wirken und Streben unserer Frauenverbände.

Die Parlamentarierfrauen zum Beispiel, die als Begleiterinnen ihrer Gatten während des Kongresses der Interparlamentarischen Union in der Bundesstadt weilten — man traf unter ihnen sehr tüchtige Mitglieder internationaler Frauenverbände, denen auch schweizerische Zusammenschlüsse angehören —, diese Frauen also wurden mit allem möglichem zusammengebracht, sogar mit Berner Strüblü und Apfelkuchlein (die wir ihnen keineswegs missgönnen!) — nur nicht mit Vertreterinnen der organisierten Schweizer Frauen. So sahen sich denn zwei Berner Frauenverbände, die «Akademikerinnen» und «Stimmrechtsfrauen», veranlasst, hier etwas nachzuholen. Sie gaben abseits von Offiziellen einen hübsch arrangierten Empfang, an dem ein Dutzend hell- und dunkelhäutige Parlamentariergattinnen aus fremden Ländern und Erdteilen und sieben Volksvertreterinnen aus dem Norden, Süden, Westen und Südosten Europas zu

gegen waren. (Im «Parlament der Parlamente», das in der Bundesstadt tagte, sassen insgesamt dreizehn weibliche Mitglieder.)

Die Schottin Mrs. M. A. n. n., die als erste Frau in unserem Nationalratsaus als Rednerpult getreten ist, meldete sich auch an diesem kleinen internationalen Frauentreffen zum Wort. Englische Frauenrechtlerin von Geburt, ist sie der Ansicht, der Geist der schweizerischen politischen Frauenbewegung dürfte streitbarer sein. Mrs. Mann gegen dem englischen Unterhaus seit 1945 an. Mutter von fünf Kindern, vertritt sie dort recht eigentlich die britischen Hausfrauen. Sie verliert vor allem die Interessen der Konsumenten, verfolgt aufmerksam und kritisch den Stand der Lebenshaltungskosten, übt — die Einkaufsliste am Arm — gleichsam eine private Preiskontrolle aus. In der Sorge um eine gesunde Preisentwicklung weiss sie sich im Dienste nicht nur der Hausfrauen, der Konsumenten, sondern auch des Exportmarktes.

Die französische Senatorin Mme. Devauid, eine dunkelhaarige, gepflegte Frau von starker rednerischer und persönlicher Wirkungskraft — sie war während vier Jahren Vizepräsidentin des Senats (ohne deshalb ihre sechsköpfige Kinderschar zu vernachlässigen, wie sie scherzhaft bemerkte) — und ihre dänische Kollegin Malling Pedersen aus Kopenhagen bestätigten, wie wertvoll hausmütterliche Erfahrung in der parlamentarischen Tätigkeit sei. Die französischen Parlamentarierinnen haben sich in jüngster Zeit mit Erfolg für eine fortschrittliche Fabrikgesetzgebung und die Existenzsicherung der Kriegswitwen eingesetzt. Die der Liberalen Partei zugehörige Dänin berichtete, dass heute 17 Frauen im dänischen Reichstag sitzen und dass in ihrem Lande nun auch erstmals ein weiblicher Justizminister amtiert, Helga Pe-

Sackmesser, das ich gerade mit viel Mühe eingehandelt hatte. Aber diese Dinge bedeuteten mir damals eben alles. Besitz, Freude am selbständigen Erwerben, Stolz, Selbstvertrauen, was Du willst. Da musste ich sie selbstverständlich schützen.» — «Weisst Du, Elsi», fährt er eine Spur ernter fort, «wieviel ausgeprägtes Eigengefühl eigentlich Kinder in solchem Alter schon haben? Wenn wir ihnen ihre kleinen Geheimnisse, die ihnen so wertvoll sind, entreissen, rauben wir sie ihres Selbstgefühls. Wir beleidigen und verletzen sie, wir machen das kindliche Herz bösarig und verstockt. Und das wollen wir doch nicht. Das um alles nicht. Denn das gewaltsam unterdrückte kindliche Ichbewusstsein und die Behinderung in der freien Entwicklung des kindlichen Selbst schafft für später böse Minderwertigkeitskomplexe, an dem das Kind als erwachsen ein sehr ganzes Leben lang trägt.»

Frau Elsi hat eifrig zugehört, sagt nun aber doch noch nachdenklich: «Trotzdem kann es doch Dinge geben, die Werni schaden, wenn wir sie nicht kennen und nicht dazugehen tun können.»

«Solche Dinge kann es allerdings geben», gibt der Gatte zu. «Aber selten in diesem Alter. Und selten so, dass das Kind sich nicht irgendwie verrät. Denn ein Kind, Elsi, ist ein ganz feines Geschöpf Gottes. Wenn es nicht verdorben und verborgen ist, ist von selbst, was ihm ernstlich schädlich ist und tut es ab. Ausserdem», er lehnt sich tief in seinem Stuhl zurück und blickt seine Frau freundlich an. «Eine Mutter ist ja immer um das Kind. Sie besitzt sein Vertrauen und wird es lenken und führen, ohne dass das Kind zu viel davon merkt. Und wie

Du bei Werni jetzt gesehen hast, er will Dir ja auch «später» sein Geheimnis verraten. Dieses «Später» wird nicht sehr lange auf sich warten lassen, wenn das Kind spürt, dass die Mutter auch da sein bester Freund ist. Dann spricht es von selbst. Gerne. Denn das kindliche Mitteilungsbedürfnis ist mindestens ebenso gross wie die Sehnsucht, ein Eigener, Selbständiger zu werden, wenn auch vorläufig nur in kleinsten Dingen. Auf jeden Fall viel schlimmer wäre eine unberufene Einmischung in sein Innenleben, das dann scheinu wird, verschlossen, miss-trauisch. Wieviel Zartheit und Geduld es dann später braucht, um ein solches verlocktes wieder anschliessam und zutraulich zu machen, davon könnten grosse Pädagogen viel berichten.»

«Nein, nein, Elsi», sagt er und blickt seiner Frau schelmisch in die Augen. «Es ist schon gut so, wie es ist. Lass Du nur dem Werni sein Geheimnis, er wird Dein Vertrauen sicher nicht missbrauchen. Ein Kind ist ja, kaum dass es lernt, seine Vernunft zu gebrauchen, ein kleines, selbständiges Wesen neben uns. Es lebt neben uns her, es wächst, wir können gar nichts tun, als es wachsen lassen und seinen Wegedang beobachten und behüten. Bestehen, wenn es uns braucht. Werden und einmal bestehen muss jeder Mensch, auch jeder Junge, allein. Daher können wir nicht früh genug mit der bewussten Zielrichtung dahin beginnen. Jedes Kind, dessen innere Freiheit wir achten, wird es uns einmal danken.» Da nickt die junge Mutter und nimmt sich vor, ihren Werni vernünftig zu leiten und zu erziehen — samt seinen kleinen Geheimnissen. I. Sch.



... heben die Stimmung beim Frühstück!

Generalvertrieb:

Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import.

Basel, Zürich, Bern, St. Gallen, Luzern, Bruch

sen. Sie werden darin blättern und mit lächelnder Überlegenheit die Bilder ansehen. Es sind alte verwaschene Photographien. Und nichts haftet ihnen an von den Gefühlen, die sie weckten. Und bei dem Bild eines jungen Mädchens werden sie einen Augenblick verwellen und jemand wird lächelnd sagen: «Hübsch — aber schau, welch unmögliche Kleidung; und: die Frisur...»

Das Album wird in den Ofen gesteckt, es flackert auf und zerfällt zu Asche. Das ist das Ende des jungen Mädchens, das Ende der Gefühle, die es einst hatte und weckte. Die Vergangenheit ist endgültig tot. Aber das wird ja erst in vielen, vielen Jahren geschehen. Heute hängt es im Schaukasten und lächelt zärtlich und gläubig. Weil nur die Gegenwart wichtig ist. Weil Vergangenheit und Zukunft tot sind, und erst zum Leben erwachen, wenn sie Gegenwart werden. Wirkliche oder erträumte...

Joh. P. Scherer

Kindergeheimnisse

«Mami, Du schaust mir nicht in meine Schublade hinein? Ganz bestimmt nicht? Flehend hängen die Augen des kleinen Werner an dem Gesicht der Mutter. Diese lächelt.

«Warum denn nicht, Wernerli?» fragt sie schalkhaft.

«Weil ich es nicht will. Weil sie mir gehört.» Beinahe trotzig sagt es der Bub und drängt sich schützend vor seine Schublade mit dem geheimnisvollen Inhalt. Die Mutter beugt sich zu dem Kleinen nie-

torsen. Von der schwedischen Abgeordneten Brita Elmen hörte man, dass in Schweden, dem klassischen Lande des Frauenstimmrechts, heute jedes zehnte Reichstagsmitglied eine Frau ist. Und die jugoslawische Parlamentarierin Anka Berus betonte, dass man in ihrem Lande die politische Zusammenarbeit von Mann und Frau nicht mehr missen möchte.

Zu den markantesten Erscheinungen in diesem Kreis politischer Frauen zählte die italienische Volksvertreterin Signora Chiesa Tibaldi. (Sie hat am folgenden Tage vor den versammelten Kongressmitgliedern, die mit Beifall nicht zurückhielten, die Hoffnung ausgedrückt, es möchten an der nächsten, in vier Jahren stattfindenden Tagung der Interparlamentarischen Union auch Schweizer Parlamentarierinnen zugegen sein...) Maria Chiesa Tibaldi ist eine überzeugungstreue Republikanerin und Kämpferin für den Frieden. In der Schweiz hatte sie jahrelang als Flüchtling in der Schweiz gelebt. Mit Blick auf unser Land, ihre «weite Heimat», stellte die reddebegabte Frau fest, politische Rechte seien Menschenrechte, nicht Männerrechte. Doch übersieht sie als gründliche Kennerin unseres politischen Lebens keineswegs die Schwierigkeiten, die sich der Einführung des Frauenstimmrechts in unserer Referendumdemokratie entgegenstellen. Das gemeinsame Ziel der Frauen sei, den Frieden bauen zu helfen; «dazu aber bedürfen sie der politischen Rechte».

Auch eine deutsche Politikerin, die sozialdemokratische Bundestagsabgeordnete Anne Brauknecht wurde zugegen. Im privaten Gespräch berichtete sie uns, die deutschen Frauen seien heute «politisch hellwach»; die russische Gefahr habe sie aufgerufen. «Wir müssen die junge Generation in der Demokratie zu verankern suchen, und dazu brauchen wir Mütter, die auch Staatsbürgerinnen sind».

Das anregende kleine «rencontre international» gab einem das wärmende Gefühl fraulichen Verbundenseins über Grenzen hinweg, und zeigte die Forderungen der schweizerischen Stimmrechtlerinnen einmal mehr in ihrem weltweiten Zusammenhang. Gerda Meyer.

Wiedereingliederung Gelähmter in Kanada

All diejenigen, die den ausgezeichneten Vortrag von Dr. Gingras, Direktor des Wiedereingliederungszentrums von Montreal vom vorletzten Mittwoch im Gerichtsmedizinischen Institut der Universität Zürich gehört haben, bedauern die zufolge der Ferienzeit etwas kleine Teilnehmerzahl. Auf Anregung der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft zur Wiedereingliederung Behinderter in die Volkswirtschaft behandelte Dr. Gingras aus reicher Erfahrung das sehr aktuelle Thema der Wiedereingliederung Gelähmter (Querlähmungen zufolge Rückenmarkverletzungen). Nach einem kurzen geschichtlichen Überblick in die Entwicklung des Wiedereingliederungszentrums von Montreal führte Dr. Gingras in die erfolgreiche Methode ein, wie sie heute in Kanada auf dem Gebiete der Wiedereingliederung angewendet wird. Die Patienten werden so rasch als möglich (spätestens einen Monat nach ihrer Einlieferung) aus den verschiedenen Spitalern dem Wiedereingliederungszentrum überwiesen. Dort besetzt eine Equipe von Spezialisten (Chirurgen, Psychiater und andere Spezialisten, Psychologe, Physiotherapeut, Berufsberater, Fürsorger) sich mit ihnen. Diese Gruppe stellt für jeden Patienten ein besonderes Programm auf. Wenn dieses Programm von Anfang an konsequent innegehalten wird, führt es in den meisten Fällen zu einer Wiedereingliederung des Patienten ins Berufsleben. Abgesehen von der sorgfältigen, durch Spezialisten durchgeführten medikamentösen, physiotherapeutischen, operativen Behandlungen, den Tests durch Psychologen, Berufsberater, in erster Linie der Patient schrittweise gelehrt, die Hindernisse des täglichen Lebens zu überwinden, damit er sein unabhängiges und nütliches Leben unter den «Normalen» wieder aufnehmen kann. Er lernt sich zwischen Bett und Stuhl zu bewegen, sich ohne Hilfe zu kleiden, seine Schienen oder andere Hilfsmittel zu befestigen, Treppen auf- und abzugehen und erlernt eine Tätigkeit, die seinen Fähigkeiten entspricht. Die vorwiegend manuell Begabten werden grösstenteils bei sitzender Arbeit in den Fabriken beschäftigt, die übrigen in Büros.

Zwei Filme illustrierten in überzeugender Weise die Ausführungen von Dr. Gingras. Der erste zeigte vor allem Probleme medizinischer Art, wie sie zum Beispiel durch die Lähmungen der Blase, durch Dekubitus usw. bei dieser Art Behinderter entstehen und die für die Wiedereingliederung ihre Lösung finden müssen. Der andere orientierte in sehr anschaulicher Weise über die eigentliche Wiedereingliederung im Alltag, zeigte verschiedene kleine technische Behelfe, die es dem Kranken ermöglichen, selbstständig zu essen, trinken, schreiben usw. Schliesslich sieht man einige der erfolgreichsten unter den Gelähmten — Sportreporter, Garagist, Sekretär — unterwegs zu ihrer Arbeit, in ihrer Tätigkeit und in ihrem Alltagsleben daheim.

Dieser Vortrag, der in überzeugender Weise zeigte, was auf dem Gebiete der Wiedereingliederung Gelähmter möglich und erreichbar ist, bedeutete für die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für die berufliche Eingliederung Behinderter in die Volkswirtschaft eine ermutigende Bestätigung und Ansporn für die Bestrebungen in unserem eigenen Lande. P. I.

Kleine Rundschau

Flüssiger Handschuh

Wir kennen die Sorgen der Hausfrau um ihre Hände. Es bedarf vieler Mühen, die Hände z. B. nach dem Schneiden von Rotkohl oder zur Einmachzeit von den Spuren der Arbeit zu befreien. Ja zuweilen dauert es Tage, ehe die Hände wieder schön sind, wie sie sein sollen. Ein deutscher Arzt hat nun, wie wir in der Zeitschrift «Neuheiten

und Erfindungen» (Bern) lesen, ein Mittel, das alle Hausfrauen von jenen Sorgen befreit. Dieses Mittel ist der flüssige Handschuh. Hierbei handelt es sich um eine «Plastic-Lösung». Die Hausfrau reibt ihre Hände mit zirka ein Kubikzentimeter jener Lösung ein. Nach einigen Sekunden ist die Lösung getrocknet. Die Hand ist mit einem hauchdünnen, unfühlbaren Überzug bedeckt. Was wichtig ist, weder Tastsinn noch Hautatmung werden beeinträchtigt. Die Finger können in üblicher Weise bewegt werden, nichts deutet auf einen wirklichen Handschuh hin. Jetzt kann nun die Hausfrau die schmutzige Arbeit verrichten, ohne Sorge um die Schönheit ihrer Hände zu sein. Dieser «flüssige Handschuh» ist gegen jeglichen Schmutz, Öle, Fette, schädliche Chemikalien, Tinte, Kurzum, bei nahe gegen alles, mit dem die menschliche Haut in Berührung kommt, beständig. So ist dieser Handschuh beispielsweise auch für Handwerker, Monteurs, Chauffeurs praktisch. Ist die Arbeit getan, genügt einfaches Waschen mit Seife oder auch mit einer Soda- oder Boraxlösung, um den «flüssigen Handschuh» zu entfernen. Er ist nicht kostspielig. r.

Leinengewebe aus dem Osten

Zur Lage in der schweizerischen Textilindustrie wird uns von geschätzter Seite geschrieben: «Die ausländische Ware wird vielfach zu viel niedrigeren Preisen angeboten als die in der Schweiz hergestellte. Die Gründe dafür sind mannigfacher Art. Da es einmal die sehr geringe Zollbelastung zu nennen, denen die Importprodukte unterliegen, während die ausländischen Staaten schweizerische Textilien ungleich höheren Zöllen unterwerfen oder die Einfuhr überhört nicht zulassen. Grosse Warenmengen, besonders Leinengewebe werden aus den Oststaaten zu erstaunlich billigen Preisen eingeführt. Derart niedrige Preise sind natürlich nur deshalb möglich, weil hinter dem Eisernen Vorhang Arbeitsbedingungen herrschen, die vielfach an Sklaverei gemahnen. Von einer kaufmännischen Kalkulation nach unsern Begriffen kann kaum gesprochen werden.

Unablässige Aufklärung der Konsumenten tut not. Wer verlockend billige Ware aus den Oststaaten kauft, der möge bedenken, dass er damit den Kommunismus unterstützt.» (Schweizerwoche)



«Das Landhaus bei Florenz», von Ingeborg Guadagna. Artemis-Verlag, Zürich.

Bei Ingeborg Guadagna bewahrheitet es sich, dass die Heimat des Mannes auch die der Frau werde. Geborene Deutsche hat sie sich so völlig in italienisches Denken, Sprechen und Fühlen eingelebt, dass viele ihrer Leser wähnen, ihre Bücher seien aus dem Italienischen übersetzt; der ganze Rhythmus, die bunte Bildhaftigkeit ihrer Sprache, das Uebersprudelnde und manchmal beinahe Ungezügliche lassen darauf schliessen. Und doch ist es vielleicht gerade ihre Artfremdheit, die sie besonders hellhörig und helllichtig macht und aus ihrer Feder so lebendige Schilderungen südlischer Menschen und südlischer Landschaft erstehen lässt. Florenz ist der Schauplatz ihrer jüngsten Erzählung, in der sie den Seelenzustand einer Frau nach dem, die von plötzlicher Leidenschaft zu einem Freund des Hauses ergriffen wird und darüber fast alles, was ihr bisher lieb war, vergisst. — Ingeborg Guadagna schreibt keine sentimentalen Frauenbücher. Jedenfalls beschönigt sie nicht, versucht nicht, idealisiert nicht. Sie stellt uns Anna, die Frau des Aegyptologen Pietro Baldi, so vor, dass wir in ihr keine «Romanheldin», sondern ein impulsives, liebenswertes, unbedachtes, romantisches und ein wenig egozentrisches Menschenkind kennenlernen. Insofern also, als man durch ihre Bücher die Frauen sehen lernt, wie sie sind und nicht, wie sie oft scheinen möchten, schreibt Ingeborg Guadagna wirklich Frauenbücher — auch für Männer. v. A.

«Die wilde Flamme», von John Steinbeck. Humanitas Verlag, Zürich.

Der Verlag behauptet, dass die Handlung an die tiefsten Probleme und die Urelemente des Menschen rühre, an Liebe, Treue, Freundschaft und tierhafte Dumpfheit. Liebe, Treue und Freundschaft sollten unserer altmodischen Meinung nach kein Problem, sondern eine Selbstverständlichkeit sein. Und was in dieser Novelle als Liebe, Treue und Freundschaft präsentiert wird, lehnen wir als etwas ganz anderes ab. Oder ist es etwa Liebe, wenn die junge Frau eines sterblichen Mannes einen jungen Mann als Vater benutzt, um dem ahnungslosen Gatten zu Vaterfreuden zu verhelfen? Nennt man das Treue? Wir finden es, ganz abgesehen vom Moralischen und Ethischen, direkt unappetitlich, um uns nicht deutlicher auszudrücken. Sogar über den Gehalt. — Formal lässt sich sagen, dass das Buch eine Schauspielnovelle ist, d. h. sowohl gelesen als auch aufgeführt werden kann — zwei Fliegen mit einem Schlag. Allerdings kommen beide naturgemäss etwas zu kurz, da es weder zur epischen Tiefe und psychologischen Ausfeilung noch zu fundierten, ausgewogenen Dialogen reicht und alles im skizzenhaft Vergröberten steckenbleibt. Die Form der Schauspielnovelle wurde von Steinbeck erstmals im berühmten «Der Mond ging unter» verwendet; dort hatte sie ihre Berechtigung, lag doch die Wirkung dieses aktuellen Stückes weitgehend im Lapidaren. — Am erfreulichsten am ganzen Werk ist die von Ilse Krämer besorgte, wirklich vorzügliche Uebersetzung. v. A.

Albert Talhoff: Der unheimliche Vorgang. Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich.

In gewissem Sinne ist auch dies ein Buch um die Mutter und für Mütter, doch in anderem Sinn. Die seltsame Tatsache, dass, wie Anders S. L. A. Marshall bekanntgab, von 100 Mann im Feuer 75

nicht kämpfen, wird hier als Thema verwendet, um das sich ganz lose eine etwas zu einfache Liebesgeschichte rankt. Hauptsache sind die Diskussionen über eben diesen «unheimlichen Vorgang», der so erklärt wird, dass der Mensch von heute vom uralten Gebot: Du sollst nicht töten; so tief beeindruckt ist, dass er sich, wie gelähmt, nicht einmal zur Wehr zu setzen vermag, wenn es dabei gilt, einen anderen Menschen umzubringen. Das mütterliche Gefühl der umgebenden Liebe zu allem Lebenden, das die Werke von Talhoff immer durchdringt, wirkt sich auch hier aus. Weniger expressiv als in seinen früheren Arbeiten, bleibt sein Stil doch äusserst vehement. Es haben sich aber gewisse Formeln herausgebildet, die seine wenigen Figuren, sogar seine Landschaften, deren er sich zur Darstellung seiner Gedanken bedient, typisch erscheinen lassen. Eine Reife und Klärung der Sprache sind erreicht, damit eine klarere Form, was dem grossen Anliegen des Autors zugute kommt: immer wieder aufrufen zum mütterlichen Werk des Friedens. A. V.

Max Picard, Zerstörte und unzerstörbare Welt. Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich. 240 Seiten; geb. Fr. 14.35.

Als unlängst die Nachricht durch die Presse ging, der diesjährige Hebelpreis sei an Max Picard verliehen worden, wird sich manche Leserin des Frauenblattes an die «Unerschütterliche Ehe», die «Welt des Schweigens» und andere Werke des Denkers und Deuters erinnern haben. Heute sei auf sein jüngstes Werk: «Zerstörte und unzerstörbare Welt» hingewiesen. In der lockeren Form eines Reisetagebuches sind Beobachtungen und Reflexionen aneinandergereiht, zu denen die aufgesuchten Oertlichkeiten — Ravenna, Mailand, Rom, Bergamo und andere — den äusseren Anlass geben. Dieses Reisetagebuch ist also alles andere als ein «Reiseführer». Wohl finden sich Beschreibungen von Städten und Monumenten, Beschreibungen von grosser Eindringlichkeit und ganz persönlichem Gepräge — wenn beispielsweise vom Mausoleum der Kaiserin Galla Placidia gesagt wird: «Es ist wie unter der Erde gebaut und dann heraufgezogen, aber es hat noch alles Dunkel des Unterirdischen um sich» —, wohl wird über Land und Leute berichtet, aber das einzelne bildet doch immer wieder den Anknüpfungspunkt zu allgemeinen Betrachtungen, die alle den unverkennbaren, einmaligen Stempel Picardscher Ausdruckskraft und Picardscher Geistigkeit tragen.

Gewisse Thematika, die dem Autor besonders am Herzen liegen, klingen immer wieder an: Zerstörung im äusseren Aspekt von Stadt und Land und schlimmer, Zerstörung im inneren Leben der Menschen: Unrast, Gemütsleere, seelische Armut, Gottverlassenheit. Aber Picard findet auch immer wieder die Spuren des Unzerstörbaren: in der Konzeption eines Kunstwerks, im Lächeln eines Kindes, in der humanen Gestalt eines schlichten einzelnen.

Dass die eine oder andere Formulierung den Leser zu kritischer Auseinandersetzung aufruft, ist nicht der geringste Vorzug dies gedankenreichen Buches. E. G.

Jugendherbergenverzeichnis 1952

Pflichtlich und in gewohnt sorgfältiger Ausführung erscheint das neue Jugendherbergenverzeichnis der Schweiz. Lehrer, Jugendleiter und vor allem auch unsere Mädchen und Buben werden mit Freude nach diesem Büchlein greifen, orientiert es sie doch über alle Einzelheiten der 164 schweizerischen Jugendherbergen. Dem Büchlein ist eine mehrfarbige Wanderkarte der Schweiz beigegeben, welche das Auffinden und Nachschlagen der einzelnen Jugendherbergen sehr erleichtert. Das hand-

liche Büchlein ist in Buchhandlungen, Sportgeschäften oder direkt beim Verlag Schweiz. Bund für Jugendherbergen, Seefeldstr. 8, Zürich 8, erhältlich.

Veranstaltungen

«Heim» Neukirch an der Thur

Volksbildungsheim für Mädchen
Herbst 1952

Ferienwochen und Wochenende für Männer und Frauen

Leitung: Fritz Wartenweiler

4. bis 11. Oktober: Herbstferienwoche: Können wir überhaupt erziehen?

8. bis 10. November: Wochenende zur Weiterbildung von Leitern an Ausspracheabenden für häusliche Erziehung:

Sollen wir unsere Kinder zur Arbeit anhalten? Hat die Kunst eine erzieherische Kraft?

23. bis 29. November: Bäuerinnenwochen: Die Bäuerin als Mitarbeiterin ihres Mannes.

Winterkurs:

Anfangs November bis Ende März. (Alter 17 Jahre und darüber). Einführung in die Arbeiten in Haus, Küche und Kinderstube. — Leben und Aufgaben des jungen Mädchens, der Frau, Mutter und Staatsbürgerin. — Besprechung religiöser, sozialer und politischer Fragen. — Turnen, Singen, Spielen. — Soweit möglich, auf Wunsch Spinnen und Weben. — Besichtigung von Betrieben verschiedener Art.

Ausführliche Programme für die Ferienwochen und Wochenende und Prospekte für den Winterkurs sind zu erhalten bei:

Didi Blumer, «Heim» Neukirch an der Thur.

Radiosendungen

14. bis 20. September 1952

sr. Montag, 15. September, 14 Uhr: «Notiers und probiers», mit folgenden Beiträgen: «Backen ist eine Kunst, 3. Lektion. — Der neue Stickers, 4. Stich. — Weihnachtssärbettli. — Das Rezept. — Was möchten Sie wissen? — Die drei Wünsche. — Mittwoch, 17. September, 14 Uhr: «Wir Frauen in unserer Zeit», Berichte aus dem In- und Ausland. — Freitag, 14 Uhr: Die halbe Stunde der Frau: 1. «Erfahrungen am Bahnhof», eine Helferin der «Freundinnen junger Mädchen» erzählt (Vroni Frick). 2. «Was muss man den Menschen sagen?» (Ellen Daro), 21.35 Uhr: Aus unsern Frauen-Halbstunden: 1. «Was ist und tut die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft? Ein Gespräch mit Dr. W. Rickenbach. 2. «Wie sollten wir die Milch im Haushalt behandeln?» ein Gespräch mit Prof. Eduard Zolliker. — Samstag, 20. September 17.30 Uhr: Für die berufstätige Frau: «Begegnungen mit berufstätigen Amerikanerinnen», von Trudi Greiner.

Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Fr. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

Unter und
billiger
Mist
mit

Composto Lanza
aus Gartenabfällen,
Laub, Torf, Trester etc.
LANZA A.B. BASEL

Wohlbekannt und bevorzugt!

Blumen Krämer
Zürich, Bahnhofstr. 38, Tel. (051) 23 46 86

J. Leuter
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Brautschmuck
Schleier u. Kränze
Trauer Blumen
FRIEDR. GUBSER
ZÜRICH 1 / PETERSTR. 20 / TEL. 23.6070

WELTI-FURRER
Möbeltransporte
in der Stadt
über Land
ins Ausland und
nach Übersee
Möbelagerhäuser
23.76.15

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCH, SOHN
ZÜRICH

WAGO
schonst Ihr Portomasse
QUALITÄT

SCHAFFHAUSER WOLLE
REINE KAMMWOLLE

SCHAFFHAUSER
WATTE
MIT DER
GROSSEN
SAUGKRAFT

Verbandsstoff-Fabrik Schaffhausen in Neuhausen